

Krieg und Erziehung.

Von Otto Rühle.*

Nach dem Kriege wird die Welt ein anderes Gesicht zeigen. Nicht nur die Landschaft wird anders aussehen, auch die Verhältnisse der Menschen untereinander — ihre Wirtschaft, ihre politischen Beziehungen, ihre Kultur und Denkweise — werden tiefgehenden Veränderungen unterworfen sein. Die gewaltigste Erziehung der Menschheit, die wir erleben, wird alles fürzen und Neues erwecken; aus den Strahlen der Weltkatastrophe wird, wenn die Wogen verlaufen, das Neuland einer Entwicklungsphase empor-tauchen, der die nächste Zukunft gehört. Niemand kennt ihr Bild, aber jeder fühlt ihr Nahen und ahnt ihr Wesen. Auch in der Erziehung meldet sich ihr Kommen an.

Wie die Erziehung jeder Epoche das Abbild der maßgebenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Notwendigkeiten ihrer Zeit darstellt, so ergibt sich auch die Eigenart der gegenwärtigen Erziehung in Form und Inhalt aus der ökonomischen Struktur und sozialen Organisation des kapitalistischen Zeitalters. Schon äußerlich ist diese Uebereinstimmung erkennbar. Dem Industrialismus mit seiner Massenproduktion, seinen Fabriken, seiner Technik, seiner Organisation und seinen mechanisierenden Tendenzen entspricht der moderne Bildungsgroßbetrieb, wie er sich zeigt, in den gewaltigen Schulfabriken, den Schülerebenen, dem Mechanismus der Lehrarbeit, den Schul- und Lehr- und Stundenplänen. Hier wie dort wird Fabrikware in großen Mengen auf den Markt geworfen. Dazwischen offenbart sich auch die innere Uebereinstimmung: viel angelegertes Wissen, gute Ordnung und Uebersicht im geistigen Besitz, Respekt vor Autoritäten, Unterordnung und Pflichttreue, im übrigen alle Tugenden, die den braven Bürger und Arbeitssmann zieren. Alles blanke, wohlfeile Marktware, zweckmäßig und handlich im Gebrauch, aber eben doch Fabrikware, Massenartikel, Maschinenarbeit ohne Individualität und Gediegenheit. Man braucht bei dem Vergleich nicht alles wörtlich zu nehmen, aber im großen ganzen hat die kapitalistische Zeit genau die den kapitalistischen Bedürfnissen entsprechende Schule und Menschenbildung. Innige Fäden sind zwischen Ursache und Wirkung, Voraussetzung und Erscheinungsform geknüpft.

Aber die Fäden zeigen seit langem schon das Bestreben, sich zu lockern. Die Voraussetzungen und Untergründe haben sich im Wandel der wirtschaftlichen Entwicklung mehr und mehr verschoben. Nun will sich auch die Erscheinungsform verändern; das Erziehungs-werk drängt nach Neugestaltung. Da kann es leicht geschehen, daß der Krieg die alten Fäden zerreißt, die veralteten Formen sprengt, um aus den Trümmern den Phönix einer neuen Erziehung aufsteigen zu lassen, deren die neue Zeit nach dem Kriege bedarf. Schon mehren sich die Anzeichen dieses Umschwungs, deutlicher rücken Inhalt, Form und Ziel der neuen Erziehung in unser Gesichtsfeld.

Man wird einmal sagen dürfen, daß die neue Erziehung aus den Schülengräbern zu uns gekommen sei. Das wird nicht ganz richtig sein, aber etwas sehr Wichtiges enthalten.

Die alte Rechtsweise der Inquisition in geschlossenen Kolonnen, die der Offizier völlig in der Hand hatte, ist seit 1870/71 mehr und mehr preisgegeben worden (ist kriegsgeschichtlich nicht ganz zutreffend. Red. d. V.), da die moderne Geschützfeuerwerk zu breiterer Geländeausdehnung, zum Kriechen, Liegen und Verstecken zwingt. Heute bedecken dünne Schülengruppen das Schlachtfeld, verborgen in Schülengräbern und losgelöst von den großen Verbänden. Der einzelne Schütze ist nicht mehr in der Gewalt und unter dem Einflusse des Offiziers, hört weder das Kommando, noch kann er auf Befehl reagieren; er ist ganz auf sich selbst gestellt. Auf seine Umsicht, Geistesgegenwart, Entschlossenheit kommt es in zahllosen Fällen ganz allein an, seine Selbstständigkeit und persönliche Tüchtigkeit entscheidet. Selbst ist der Mann! ist oberster Grundsatz geworden.

Ein solcher Schülensampf setzt eine andere militärische Ausbildung voraus, als sie bisher üblich war. Keinen Drill, keine mechanische Abarbeitung zu blinder Ausführung gegebener Befehle, sondern Entfaltung der eigenen Kräfte, Erziehung zur Selbstständigkeit, Hebung des Persönlichkeitswertes jedes einzelnen Mannes. All die soldatischen Eigenschaften und Tugenden, die man früher vom Offizier verlangte und die man systematisch entwickelte, weil sie allein den Erfolg bedingen und den Sieg verbürgen, müssen jetzt im einzelnen Manne liegen. Dazu bedarf es aber einer Erziehung, die viel früher einsetzt als die militärische Ausbildung. Schon die

Schule muß die wichtigste, vielleicht die wichtigste Vorarbeit geleistet haben.

Da begegnen sich nun die Erfordernisse der modernen Kriegsführung mit den Bestrebungen der modernen Schul- und Erziehungsreform. Seit Jahr und Tag kämpft eine von einsichtigen Pädagogen geleitete, immer stärker werdende Bewegung mutig an gegen die einseitige Inanspruchnahme des Intellekts, die Ueberlastung des Gedächtnisses, den Kallus von Worten und toten Begriffen, den ganzen dürren und grauen pädagogischen Drill. Das lebende Kind mit seiner Aktivität und Eigenart soll wieder Mittelpunkt des Erziehungswerkes werden. Seine Innenwelt gilt es frei zu machen, seine Fähigkeiten auszulösen, seine Kräfte zu entfalten und zu positivem Schaffen zu führen. Kindergarten, Spiel, Spaziergänge und Wanderungen, Unterricht im Freien, Werkstätten- und Gartenarbeit, Formen, produktives Selbstschaffen, Erlebnisse und Erfahrungunterricht, Selbsterziehung — all das sollen die Mittel sein, die, in den Begriff Arbeitserziehung zusammengefaßt ein neues Geschlecht heraufzuführen helfen sollen, ein neues Geschlecht, das in persönlicher Freiheit und Selbstständigkeit später auch in der Landesverteidigung die höchsten Leistungen zu entwickeln vermag.

In den Landerziehungsheimen haben wir bereits Vorbilder der neuen Erziehung. In den mannigfachen Verbänden der Jugendpflege, wie sie in den letzten Jahren stark in Schwung gekommen sind, zeigen sich in freilich nicht gerade glücklicher Durchführung allerhand Versuche zu einer Verwirklichung moderner Rechtsweise mit moderner Erziehung. So entschieden wir die vielfach angestrebte Militarisierung der Jugend ablehnen müssen, so selbstverständlich ist die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit in dem Sinne, daß der Körper gestählt, die Sinne geübt und geschärft, die freie Entfaltung aller Kräfte und Fähigkeiten gewährleistet, die Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit nach jeder Richtung hin entwickelt, das Persönlichkeitsgefühl gehoben werden.

Eine solche Erziehung muß tüchtige Kämpfer ergeben. Nicht bloß für das Schlachtfeld und die Schützengräben, sondern auch für das Ringen der Völker um Freiheit, Wohlfahrt und Kultur. So reichen zum Werke am Menschen Krieg und Erziehung einander die Hände.

Chinesen.

Von Hermann Hesse.

Unsere Zeit hat, trotz aller sozialen Arbeit, doch noch immer stark individualistische Ideale, in der Kunst und Kunstbetrachtung vor allem. Reichlich zwei Jahrzehnte lang hat Europa, dem genialen Jakob Burckhardt folgend, für die italienische Renaissance und die prächtige Kraft ihrer Gewaltmenschen geschwärmt, und Europa, speziell Deutschland, hat den jeltamen Irrtum begangen, sogar auf dem Gebiete des Handwerks und Kunstgewerbes einen beständigen Persönlichkeitskultus zu treiben.

Als Rückblick auf diese Romantik erleben wir jetzt eine Wendung des ästhetischen und menschlichen Interesses zu Künsten und Völkern, deren Ideale durchaus überindividuelle waren oder sind. Vor allem hat Ostasien, weit über die ja längst vorhandene Freude an hübschen japanischen Erzeugnissen hinaus, bei uns eine erneute, tiefe Teilnahme und ein eifriges Studium wachgerufen. Der chinesische Prophet Lao-Tse, der Schwermühschmerzliche, ist wiederholt übersetzt worden, und zwar in mehrere europäische Sprachen, darunter ganz neuerdings dreimal ins Deutsche. Eine sehr lesbare deutsche Ausgabe des Konfuzius ist erschienen, daneben haben seit Jahren die hübschen Japanbilder von Kosaburo Hearn gewirkt, und die ostasiatische alte Kunst ist in manchen wertvollen Monographien und nähergebracht worden.

Im Osten selber, unter den Europäern Indiens und Chinas, werden zwar chinesische Kunstfertigkeit und Solidität hochgeschätzt, und wenige Weiße lehnen noch Europa beim, ohne als beste Gabe aus dem Osten chinesische Gewebe und Stidereien, japanische und chinesische Holzarbeiten und Keramiken mitzubringen. Die Kaufleute brauchen von den Japanern mit Absicht, von den Chinesen mit einer gewissen, anglich-neidischen Achtung; große Erwerbsgebiete sind ganz in chinesischen Händen; auch in Handel und Schiffahrt sind sie als Konkurrenten europäischer Unternehmer gefürchtet, doch geachtet. Dagegen gilt in jenen Ländern, wo es keine europäischen Diener und Handarbeiter gibt, der Chinese trotz allem doch für einen Farbigen, für minderwertig und zurückgeblieben; man schätzt ihn wohl höher als etwa den Malaien oder Tamilindier, aber so richtig für voll wird er doch nur von wenigen Schwärmern oder tieferen Kennern genommen. Man laßt und schätzt seine Stidereien, man lobt die Ergaltheit und Sauberkeit seiner manuellen Leistungen, man läßt seine hohe Intelligenz gelten. Aber die Europäer sind selten, denen beim

Anblick einer Chinesenstraße die Bauart und farbige Abgestimmtheit des ganzen Bildes, die Ruancierung der Trachten, die Heiligkeit und Intellektualität der Volksmenge nicht nur als ein hübscher exotischer Anblick imponiert, sondern als Produkt, als Ausdruck einer hohen, längst zu Instinkt und automatischer Tradition gewordenen Kultur zu denken gibt. Man lächelt über den chinesischen Kuli, der sich gleich den Indiern, vermutlich aus guten hygienischen Gründen, mit Kosolöl einreibt; man erzählt viel von der Spiel-sucht der Chinesen aller Stände und munkelt je und je geheimnisvoll von einem Juge tiefer, wilder Grausamkeit, der allen Chinesen im Grunde eigen sei. In der Wirklichkeit bekommt man von dieser Grausamkeit nie etwas zu sehen, als seltene Kollegeinrichtungen oder Berichte aus älterer Zeit, meist aus Kriegs- oder Revolutionszeiten, und diese melden nichts Schlimmeres, als was uns auch aus europäischen Kriegen, selbst den allerneuesten, vertraut und geläufig ist. Das Opiumrauchen, an sich und als Bollwerk gegen nicht schlimmer als die Trunksucht in Europa, scheint im Niedergang begriffen, wird von europäischen Opiumhändlern unterstützt und von großen chinesischen Gesellschaften genau so bekämpft und überwacht wie bei uns die Trunksucht von den Abstinenzgesellschaften.

Worin die Chinesen, als Volk, hinter uns zurück sind, das sind zumeist äußere Vervollkommnungen der Zivilisation, das sind Maschinen und Kanonen und ähnliche Dinge, an denen man nicht Kulturen abmisst. Auch in diesen Dingen waren sie uns vor Jahrhunderten ziemlich voraus, sie haben auch solche Dinge wie Schießpulver und Papiergeld früher gehabt als wir. Auf diesen Gebieten sind sie von uns überholt worden und von uns abhängig geworden, nicht aber in der Wurzel ihrer Kultur, die zurzeit zwar gefährdet, aber kaum lebensgefährlich angetastet scheint.

Diese Wurzel der chinesischen Kultur ist unserer aktuellen Kulturidealen so entgegengesetzt, daß wir uns freuen sollten, auf der anderen Hälfte der Erdkugel einen so festen und respektablen Gegenpol zu besitzen. Es wäre töricht, zu wünschen, die ganze Welt möchte mit der Zeit europäisch oder chinesisch kultiviert werden; wir sollten aber von diesem fremden Geist lernen und den fernsten Osten ebenso zu unseren Lehrern rechnen, wie wir es seit Jahrhunderten mit dem westasiatischen Orient getan haben. Und wenn wir im Konfuzius lesen, der fünfhundert Jahre vor Christus gelebt hat, so sollten wir ihn nicht als ein verfallenes Kuriosum untergegangener Zeiten betrachten, sondern daran denken, daß nicht nur seine Lehre dies große Reich durch zwei Jahrtausende erhalten und gestützt hat, sondern daß heute noch seine Nachkommen in China leben, seinen Namen tragen und von ihm mit Stolz wissen — wovon der älteste und kultivierteste europäische Adel endlich jung erscheint. Lao-Tse soll uns nicht das Neue Pökelement erschauen, aber er soll uns zeigen, daß Reines auch unter anderem Himmel und früher schon gewachsen ist, und das soll unseren Glauben an die Internationalität der Kulturfähigkeit stärken. Und wenn wir aus der Geschichte einige chinesische Grausamkeiten hervorheben, deren es gewiß erbedliche gegeben hat, so sollen wir daneben auch jene Geschichten aus China stellen, die uns neben der Bibel und neben den Masfakern des Albertus als Vorbilder und fördernde Lehrer dienen können.

Ein chinesischer Kaiser der Tsin-Dynastie (um 230 v. Chr.) schlug eine Rebellion dadurch nieder, daß er das Haupt der Rebellen samt seiner und seiner Freunde Kinder töten ließ; seine eigene Mutter, die am Aufstand beteiligt war, schickte er in die Verbannung und ließ bei der Strafe des Verhaftetwerdens verbieten, ihn je wieder an seine Mutter zu mahnen. Das war nur gegen den chinesischen Geist gehandelt, um so mehr als die Kaiserinmutter keine gefährliche Frau und nur verführt gewesen war. Siebenundzwanzig Abelige meldeten sich nacheinander beim Kaiser, das zunächst Verbot mißachtend, und ermahnten ihn, seiner Mutter zu gedenken und sie zurückzurufen. Und alle siebenundzwanzig ließen sich, einer nach dem anderen und jeder vom Schicksal seiner Vorgänger wissend, von dem wütenden Kaiser umbringen. Sie wurden zerhackt und es schien nun Ruhe zu sein. Aber da nun der Adel schwieg, kam aus dem Nebenraum ein Gelehrter hergewandert und ließ sich zum Kaiser führen, um ihn ebenfalls an seine Pflicht zu mahnen. Der Kaiser empfing ihn mit dem Schwert in der Hand, ließ ihn vor einen Kessel mit siedendem Wasser führen, in den er geworfen werden sollte, und fragte, ob er das Schicksal kenne, das jene Abeligen getroffen hätte und das auch ihn erwartete. Der Gelehrte nickte nur und lächelte und begann den Kaiser mit den Worten zu ermahnen: „Achtundzwanzig Eisenbilder gibt es, ich will ihre Zahl erfüllen.“

Und neben den Märtyrern weltlicher Religionen und Kultur-gemeinschaften stehen würdig die chinesischen Gelehrten unter dem Kaiser Shi. Der Kaiser war von seinen Gelehrten wiederholt ermahnt worden, die überkommenen Regeln der Sitte und des Regierens nicht zu mißachten. Sein Kanzler Li-Si aber verteidigte

liebe. — — Und Du glaubst, daß die Leute es richtig auffassen werden? — — Aber dann ist's abgemacht, Frauen.“

25.

In der kleinen Wäscherei hatte man wie gewöhnlich viel zu tun. Aber eine Umwälzung der Gemüter war erfolgt. Else hatte ihr Gleichgewicht nicht mehr, entweder war sie stürmisch glücklich oder niedergeschlagen und bedrückt, und selbst Dorteas Hanfen konnte nicht immer ihre seelische Ruhe bewahren. Mit der selbstverständlichen Geiterkeit der guten alten Zeiten war es vorbei, jetzt verlangte die Freude eine Ursache, und so ward auch Plaz für Sorgen geschaffen.

Karl und seine Angelegenheiten beherrschten sie völlig. Derjenige, dem ihre mütterliche Fürsorge galt, war zum Mittelpunkt ihres ganzen Daseins geworden. So war es bei Else und durch sie bei der Mutter. Er bestimmte ihr Reden und Denken, ihre ganze Gemütsstimmung. Er bestimmte den Pulsschlag ihrer Adern.

Die Liebe ließ ihn das Leben festlich anschauen, wenn er seine guten Tage hatte. Zu anderen Zeiten aber drückte sie ihn tief hinab. Er war nicht mehr verdrießlich und bissig, das blühartig auflockernde Glücksgefühl hatte etwas in ihm gemildert und die Furcht, es zu verlieren, verlieh ihm Kraft, das übrige zu unterdrücken. Aber er erlag oft der Müdigkeit und ging umher als Beute eines stummen Schauders, der sich auch der anderen bemächtigte und selbst ihr Atmen bestimmte.

Wenn Mutter und Tochter am Morgen bei ihrer Arbeit standen, während in den Wäunen des Gartens Wind und Regen rauschten und draußen und drinnen kalt und unheimlich das Dunkel lag, dann sprachen sie von ihm — wie er geschlafen habe, was ihm wohl fehlen möge, und wie ihm an diesem Tage zumute sein werde. Sie lauschten seinen Tritten auf der Treppe, wenn er herunterkam, um daraus auf seinen Zustand zu schließen. Und wenn er ins Zimmer trat und lächelnd „Guten Morgen“ sagte, dann atmeten sie befreit auf und freuten sich, und das Haus hallte wider von Gelächter und Geiterkeit. Murmelte er aber sein „Guten Morgen“ hervor und setzte er sich, ohne sie anzusehen, an den Tisch, dann wußten sie, daß es ihm nicht gut ging, und behandelten ihn behutjam. Und sie sprachen nur gerade das Notwendige, in flüsterndem Ton, doch im Lauf des Tages bewirkten sie meist, daß er auftaute. — Manchmal kam er überhaupt nicht herein, sondern machte sofort seinen Morgenspaziergang, und dann ließ Else den Kopf hängen.

In den letzten vierzehn Tagen hatte er alles in hellem, verheißungsvollem Lichte gesehen. Während des größten Teiles des Tages war er um die Frauen herum, sprach scherzend, doch mit einem Unterton von Ernst, davon, was für ein Kraftbursche er schon geworden wäre, — aber namentlich werden würde, wenn der Frühling käme. Jeden zweiten Tag ging er in die Stadt und ließ sich wiegen.

Eines Tages kam er in strahlender Laune nach Hause und erzählte, er habe wieder ein Pfund zugenommen. „Wenn das so weitergeht, bin ich in einem Jahr der schwerste Mann der Stadt,“ sagte er spazend.

„Dann müssen Sie aber tüchtig dabei bleiben,“ erwiderte seine Wirtin in demselben Ton.

Was? ein Pfund in zwei Tagen — das macht doch wohl hundertachtzig im Jahr; und da ich schon hundertzwanzig wiege, so —

„Hundertzwanzig! Ach, Herrgott, es wird lange dauern, bis Sie bloß mich erreichen.“

„Ja, Sie! Aber das ist auch gar nicht mein Bestreben — Sie schwimmen ja in Fett,“ sagte er erschrocken.

Else lachte laut, ihr frisches Lachen, und ließ die Augen erwartungsvoll von einem zum andern schweifen.

„Wissen Sie was,“ meinte Dorteas Hanfen ein wenig gekränkt, „ich bin wirklich so gerade recht, kein bißchen fetter, als man sein muß, um ordentlich auszusehen. Das haben doch auch die Männer gesagt.“

„Ja, neulich hat einer vom Süden um Mutters Hand angehalten, weil sie so gut gebaut wäre. Mitten auf der Straße,“ erzählte Else lachend.

„Ja, und es war ein Ochsenhändler, der verstehen doch was von der Figur,“ sagte die Mutter mit stolzer Miene.

„Sollen wir sagen, Sie wiegen nur zweihundert Pfund, — um Sie nicht zu beleidigen? In einem halben Jahr habe ich Sie also vollständig überflügelt — ganz so schweigen davon, daß die Frauen nicht mehr Muskel haben als ein zartes Kind. Weder Sie noch Else haben ja Kräfte, obwohl Sie anscheinend vor Gesundheit strotzen. Lauter Augentäuschung — wie alles bei den Frauen.“

„Natürlich, neben so einem Bären, wie Sie es sind, da...“ Die Wirtin beendete ihren Satz nicht. Sie besprengte etwas Bäse und bespritzte dabei aus Unachtsamkeit sein Gesicht.

„Ja, Karl ist wirklich stark,“ versicherte Else mit der Art der Ueberzeugung, „er kann mehr heben als Du oder ich.“

(Fortf. folgt)

61]

Ueberflus.

Von Martin Andersen Meszö.

Kage lachte: „Ich hab mich voriges Jahr geschämt, und davon hab ich nichts gehabt. Sind's meine alten Sachen, die Dir im Kopfe liegen? Ich kann die Strümpfe recht gut selber stopfen.“

„Du solltest lieber Stine unter den Arm nehmen und das Aufgeböt bestellen.“

„Stine? Steht's so um sie? Und daran soll ich mit schuld sein? Danke schön, Mütterchen.“

„Aber bist Du's denn nicht?“ Sie sprang auf, und ihr Gesicht leuchtete erwartungsvoll.

„Nein, der Teufel soll mich dreimal, siebenmal holen, nein!“ Er hieb mit den Knöcheln auf den Tisch, daß der Aufschall herunterfiel und in Stücke ging.

Sörensen kam hastig herein.

„Er ist es ja gar nicht!“ rief die Mutter entzückt.

Aber Sörensen legte sich auf alle viere und sammelte die Glascherben auf. „Der seine Auffah!“ jammerte er. „Er hat seine zehn Kronen gekostet — obendrein herabgesetzter Preis!“

„Hörst Du denn nicht, Sörensen, er ist es gar nicht,“ wiederholte seine Frau.

„Na, das ist ja großartig, dann sind wir über den Berg weg und können Stine ruhig aus dem Hause jagen.“

Seine Frau zuckte zusammen, aber sie bezwang sich und setzte ihre demütige Miene auf: „Das willst Du doch nicht tun?“

„Willst — ich bin ja genötigt dazu. Denk daran, was die Leute glauben würden, wenn wir sie behielten. Wir sind doch rechtschaffene Menschen, die eine gewisse Verantwortung vor sich selber haben.“

Frau Sörensen senkte den Kopf und sah so ein Weilchen da, dann blickte sie auf und sah ihn eindringlich an:

„Ach, Sörensen, laß sie in unserem Hause bleiben und hier ihr Kind zur Welt bringen. Tu das, was!“

„Aber das geht nicht an, zum Henker.“

„Tu's, dann bist Du groß. Ich bin überzeugt, alle Leute werden das sagen und zu Dir aufblicken deswegen.“

„Meinst Du, liebe Laura? Du meinst nicht, daß sie lästern werden? Ja, es mag sein, daß Du recht hast, vielleicht wäre es das einzig Richtige. Und nobel würde es ja sein — so recht nach dem Muster des Kandidaten — in der Nächsten-

